

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 12

Artikel: Blumensprache
Autor: Ott, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Realisten, sondern weit eher noch dem Idealisten, dessen künstlerische Forderungen, wie seine Phantasie keine Grenzen kennen, beifallen. Wie z. B.: „Ist es nicht eine Zumutung an unsere fünf gefunden Sinne, ein allzunahes Anstinnen an unsere Gläubigkeit, wenn die Krieger aus der heißen Schlacht so sauber und tadellos zurückkehren, wie frisch aus dem Ei geschlüpfte Küken?“ Wir wollen im Spiele das Schöne genießen, die Schönheit der Farbe, des Klanges, der Linie und der Geste. Wir können aber nicht verhindern, daß dicht neben der Phantasie die Vernunft steht, messend, vergleichend und kopfschüttelnd. Und sie beeinflusst unser Schönheitsgefühl in dem Maße, daß wir den Wahrheitsbegriff mit der ästhetischen Forderung verquicken und dies nicht ohne Bereicherung für unsern ethischen Menschen. Ein anständig sich präsentierendes Laster schreckt nicht ab, eine Bühnenniederlage, die mehr einer geordneten Flucht gleicht, erschüttert nicht, ein Sieg, von ein paar blitzenden Säbeln errungen, begeistert nicht, und für einen Helden, der mit klaffender Todeswunde noch eine Ansprache hält, haben wir kein Verständnis. Fordern wir deshalb Blutvergießen, abstoßendes Gebaren und Ekel vor die Kampfen? Nein. Aber vielleicht wird es das Zukunftsspiel etwas mehr mit der alten Weisheit halten, „nicht alles zu sagen, was wahr ist, aber immer nur die Wahrheit zu sagen.“

Die Festspiele müssen bleiben. Sie sind ein mächtiges Erziehungsmittel für das Volk, das sich nicht kümmert um Streit- und Zeitfragen der Kunst, und doch gerne ihr zu Füßen sitzt und begierig lauscht, wenn sie verständlich zu ihm spricht. Unse größten Künstler gehen aus dem Volke hervor. Ist es da nicht eine Dankspflicht, wenn ihm Anregung geboten wird, seine Feste zu veredeln, zu vertiefen, seiner Schaulust ein würdiges Objekt zu stellen und seinen Patriotismus und das Bedürfnis nach edlern Genüssen zu wecken und anzuregen?

Ich werde den Moment nie vergessen, als am zweiten Festtag im Schlußakt die Sonne wie auf ein Stichwort durch die Wolken brach, als der Dichter Salis mit sympathischer, weithin verständlicher Stimme die Stelle sprach: „Schauet hin, noch nie sah ich so hell sie strahlen, die Gottessonne über unserm Thal.“ Wie ein verhaltenes Jubeln ging es durch die Menschenmenge. Man faßte den Nachbar impulsiv an Hand oder Arm, und wildfremde Menschen blickten sich wie verklärt an, als plötzlich das ersehnte Leuchten über die Bühne ging und alles in Glanz und Farbenpracht tauchte, als über der gemalten Alpenlandschaft des Hintergrundes die Calanda ihren blendenden Panzer zeigte. Solche Zufälligkeiten hat nicht jedes Fest zu bieten; sie zeigen aber nur, wie bei einem richtigen Schweizerpatrioten Gesichte und ihr Schauplatz, die Natur, eng verknüpft sind.

Ueber die Churer Gastsfreundschaft könnte ich ein eigenes Kapitel schreiben; sie hängt zusammen mit dem Bündner Volks-

charakter, der wiederum aus der ihn umgebenden Natur herausgewachsen zu sein scheint und in inniger Harmonie mit ihr bleibt. Da blicken über jede Thalenge die weißen Zinnen der Bergriesen; sie scheinen sich auf die grünen Hügel zu stützen wie greise Häupter auf die Schultern hoffnungsfroher Jugend. Von den Höhen grüßen trostige Burgen, wohlerhaltene Schlösser neben ernsten Ruinen mit stillen Totenaugen. Durch Schlucht und Tann gräbt sich der Bergbach eigenwillig sein Bett, und wo sich ihm Berg und Fels entgegenstellen, da steigert sich sein Troß. „Und ich komme doch,“ heißt seine Lohung. Und wenn wir von sicherer Straße hoch oben auf ihn herabsehen, so erschauern wir ob seiner Wildheit und der Titanenkraft, mit der das feuchte, bewegliche Element seinen Weg durch das harte Gestein sich erzwingt. Wo wir hinschauen, spricht die Natur die Sprache erster Größe und herber Schönheit. Aehnlich der Volkscharakter der Bündner. Da ist kein Wort zu viel; sie kargen mit ihren Gunstbezeugungen und prüfen und wägen, ehe sie ihr Urteil abgeben. Aber wo sie überzeugt sind, da schenken sie reich und ohne zu berechnen, Vertrauen um Vertrauen. Fest wie der Fels ihre Treue, zäh ihre Meinung und energisch ihr Handeln wie der trostige Wildbach, hingebend und schlicht im Schenken, und einfach und ernst ihr Denken und Reden, als läßen sie ihre Gedanken von den weißen Mätlern der in stiller Größe und Schöne dastehenden Berge.

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Ich denke an eine der Gletscherjungfrauen im Gefolge der Rhätia, deren sprudelnd lebhaftes Wesen und bewegliche Anmut im Privatleben einen lieblichen Gegensatz bildete zu der eifigen Unnahbarkeit, die sie im Schlußbild zu verkörpern hatte. Das sind Kontraste, wie sie uns auch die Natur bietet, wenn wir an den Seen des Oberengadins stehen, in denen sich der blaue Himmelsfrieden, lachendes Grün neben der stolzen Höhe spiegeln. Ja, „stolz lieb' ich den Bündner“; dies Wort stimmt so gut, wie das sonst gebräuchliche. Es ist nicht der Stolz, der sich mit Fittern umhängt, mit Säbel und Sporn raffelt, und mit Tiraden und Worten sichts; sondern jenes Selbstbewußtsein, das die eigne Kraft verleiht, jene vornehme Ruhe des gebornen Gentleman, der stolz ist auf seine Heimat, ihre Geschichte und seine Ahnen, die dafür gekämpft und geblutet. Wenn dir der Bündner die Hand drückt, so heißt das: „Ich traue dir, sei mir willkommen, mein Haus sei das deine.“ Und er hält es ohne Abzug, ohne Wortgepränge, wie etwas Selbstverständliches. Eine Bündnerin erzieht ihr Kind nicht mit Worten und Schelten, sondern mit dem Selbstthun, dem Beispiel. Und wenn sie es anblickt, wenn sie es küßt, so liegt in dem Blick ihr Herz und in dem Mutterfuß ein stummer Segenswunsch.

Ich grüße dich, du schönes Bergland, und deine Söhne, Fry Rhätia: „Hei fraischgiamaink!“

⇒ Blumensprache. ⇐

Es sprach die Narcisse: „Wisse
Der Garten zu warten im Garten.“

Die Tulpen, die stolzen, sie reden:
„Gib hin dein Herz nicht an Jeden.“

Es kichert die Rose, die lose:
„Will's dir zu sehr gefallen,
Gedenke des Dorns in Allem.“

Es seufzte das Veilchen: „Ein Veilchen,
Ein kleines nur blüh' ich. Bemüh' dich!“

Es tönt aus Vergißmeinnichts Bläue:
„Vergiß nicht in Liebe die Treue.“

Es lehrt die Genziane, die blaue:
„Dem heilenden Bittern vertraue.“

Es sang die Lilie, die reine:
„Dem Reinen gehör' ich alleine.“

Und alle zusammen umschlangen
In duftigem Kranz mich und sangen:
„Bewahr' uns zum Strauße gebunden,
Dann hast du die Weisheit gefunden.“

Arnold Ott, Luzern.